



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Goldmann, Karl: Ignis ardens

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Ignis ardens

Von Karl Goldmann



Als der fromme Gelehrte Praeclarus die letzte Seite seines Werkes: „Utrum sola rationalis anima sit subiectum inhaesionis omnium conceptuum suorum (tamquam radiationum a sensationibus receptarum) vel totum compositum ex organo et anima problema“ abgeschlossen hatte, wurde er zu einem Schwerkranken gerufen, der vor seinem nahenden Ende den Trost und die Belehrung des leuchtenden Kirchenmannes begehrte. Noch ganz erfüllt von dem Gedanken an das vollendete Riesenwerk und mit dem Zusammensuchen der zum Ausgehen nötigen Kleidungsstücke beschäftigt, verspätete sich der Gelehrte, so daß, als er aus dem Hause trat, schon das Glöcklein ertönte, das zu Alexandria die letzte Stunde eines Menschen anzumelden pflegte.

In den Straßen lärmte das leichte Leben der Morgenstunden, Käufer drängten sich um die Karren voll Gemüse und Früchten, Schlächter hieben mit blinkendem Beil in rote Fleischstücke, Rinder, Esel und Schafe brüllten durcheinander. Der in tiefe Gedanken Versunkene hastete durchs Gedränge, da drohte den eilenden Mann ein unvorhergesehenes Geschehnis zu hemmen. Ein Schneidergeselle, der arbeitend an dem höchsten Fenster eines der um den Markt liegenden Häuser gefessen hatte, verlor das Gleichgewicht und stürzte kopfüber in den Abgrund. Das Volksgewimmel schrie vielfach auf, jeder wollte retten, auch Praeclarus; aber da ihm jede Sekunde eine Ewigkeit wert war, vermochte er es durch die Kraft seines heiligen Gedankens, daß der Schneider in einem leichten Bogen in den Lüften schweben blieb — so lange, bis der Heilige, von dem Sterbenden zurückgekehrt, das Rettungswerk vollenden konnte.

Dieses mächtige Wunder versetzte das Volk von Alexandria in einen großen Freudentaumel. Man hielt glänzende Feste; tausend Heiden traten zu den Gläubigen über, deren Reihen allerdings durch eine das Fest beschließende Massenmezelei um dieselbe Zahl verringert wurden.

Satan aber — man war damals zwischen den Epochen und der Luzifer der alten Welt war noch nicht gänzlich zum Teufel geworden — Satan, der von dem Wunder durch den Klerus erfahren hatte, geriet in die schlimmste Laune, die Wundertätigkeiten der neueren Zeit beunruhigten ihn längst. Unter dem vorausgegangenen Weltregiment wären sie unmöglich gewesen. Götter, Halbgötter und Menschen fuhrten von Anbeginn gleich sicheren Schiffen in vorgezeichneten Kreisen dahin, und niemand hätte es gewagt, aus dem seinen heraustretend den des anderen zu stören. Diese harmonische Begrenztheit der einzelnen Sphären wurde

erst verwirrt, als das unbegreifliche Schicksal demokratisch wurde, einen Gott zum Menschen machte und Sterbliche zu Halbgöttern erhob.

Krankenheilungen, Erweckung von Toten, Verwandlungen von Gegenständen in Speisen waren noch zu ertragen gewesen; das Wunder des Praeclarus aber bedeutete eine solche Überhebung der menschlichen Natur, daß Satan eine Warnungstafel aufzurichten beschloß, deutlich sichtbar für Götter und Menschen.

Der große Wundertäter sollte auf eine ganz gewöhnliche Weise zu Fall kommen: Menschen und Götter sollten erkennen, daß mit geistiger Vollenbung durchaus nicht alles getan sei; die Sinne blieben doch schwach und kreaturenhaft. Wunder aber, von Menschen erwirkt, deren Sinne den Gesetzen ebenso unterworfen blieben, wie der Geist sich darüber erhob, waren nicht nur bedeutungslos, sondern sogar eine Warnung, derartige Leistungen nicht zu überschätzen.

Als der Gelehrte am Abend des folgenden Tages, von einer Religionsdisputation zurückkehrend, sein Haus betrat, begrüßten ihn statt der mürrischen alten Negerin, die sein Haus besorgte, aufs freundlichste zwei in zarte Schleier gehüllte Mädchen und luden ihn ein, in seinen Harem einzutreten. Der fromme Mann hatte bisher zwar noch nicht gewußt, daß er einen solchen besaß, aber er trat ein und befand sich statt in seiner Bibliothek in einem weitgewölbten Raum, der durch drei Reihen feingeschnitzter Säulen geteilt war. Silbernes Licht rieselte aus einer ovalen Öffnung des Gewölbes, verlor sich aber bald in den Schatten der Wände, die von dunkelfarbigem Teppichen glühten. In der Mitte des einladenden Saales erhob unter feinem Löwen ein Springbrunnen den Strahl, dessen schmale Rundung, da sie gegen die Lichtöffnung aufsprang, aufleuchtete. Zwanzig Frauen saßen und lagen auf dicken, figurendurchwirkten Teppichen, niedrigen Sesseln und schwellenden Polstern. Sie waren von der blühendsten Schönheit, schimmerten in allen Hautfarben, und eine jede erwartete, zusammengekauert oder lang ausgestreckt, in Sehnsucht den Geliebten. Manche hielt einen Spiegel in der Hand, der einen biegsamen Hals, ein Muttermal auf weißer Hüfte, ein glänzendes Auge zurückwarf.

Der Gelehrte setzte sich. Er war so überrascht, daß ihm die Seele schwankte und weiße Falter vor den Augen zu schwirren anfangen. Er verscheuchte sie nicht ohne Anstrengung und schaute im Kreise herum. Dann zog er aus den Falten seiner Toga eine Pergamentrolle und begann sich in die Streitfrage über die Wesensgleichheit oder Wesenseinheit der drei göttlichen Personen zu vertiefen. Als er auf der hundertsten Seite angelangt war, drehte sich der Saal rundum wie eine Kugel, bis dem Gelehrten schwarz vor den Augen wurde; hierauf schwand der Spuk und Praeclarus befand sich in seiner Bibliothek.

Satan mußte zu stärkeren Dingen greifen. Er zeigte dem Kirchenmann Liebesgärten, in denen unter süßduftenden Bäumen Jünglinge und Mädchen sich aufreizenden Spielen hingaben. Praeclarus setzte sich, entfernt von ihnen, mit gekreuzten Beinen nieder, zog Schreibtafel und Wachsgrieffel hervor und schrieb den Traktat: „*Libri decem de persecutione malorum in bonos viros et sanctos*“ zu Ende, wobei er von Zeit zu Zeit auf das Schauspiel der Liebenden blickte, gleich als wolle er von dort seine tiefen und reichen Ideen holen. Dieser Traktat erregte das höchste Aufsehen unter Priestern und Laien und fand auf dem um diese Zeit abgehaltenen Kirchenkonzil von Nola solche Zustimmung, daß nicht

einmal Julius Argentarius, genannt der Haarspalter, darin einen logischen oder dogmatischen Fehler entdecken konnte. Nicht ohne den Anflug einer leisen Mißbilligung wandte er sich zu seinem Nachbarn Barbazian: „Boher nimmt dieser Praeclarus die Kraft zu einer solchen Kette lückenloser Beweise?“

Aber die Kraft und Größe seiner Ideen steigerte sich immer mächtiger, je süßer und hinreißender die Visionen wurden; wie in einem Rausch ging er umher, sein Geist umflatterte ihn wie ein Mantel, und er hielt auf dem Markte vom Augenblick eingegebene Reden über die höchsten Dinge. Als dem in ein kühles Moorbad Steigenden statt der Welle der ungeheure Leib einer Frau entgegenreishte, inspirierte ihn der Grundgedanke von der Möglichkeit einer Transsubstantion des Körperlichen in das Geistige, und der unerhörte Anblick der unter dem Liebesturm Jupiters seufzenden Io begeisterte ihn zu der Hauptidee seines der späteren scholastischen Moralthologie unentbehrlichen Schriftwerks „Ignis ardens“ oder „Das Iodernde Feuer“, worin er den geistigen und sinnlichen Genuß auf eine Wurzel zurückführte.

„Das Warten auf den Genuß“, sagte darin der Forscher, „ist unserer Zeit verloren gegangen. O süße Vorfreude, Vorkost des Köstlichen, tausendmal kräftiger bist du als der Genuß selbst, du erlahmst nicht und bist Kraft zu großen Taten. Von mächtigem Schwung bist du erfüllt wie die noch nicht abgesehnelle Feder. Verzicht auf den Genuß, wonniger bist du als der Genuß, die ewige Ahnung der Freude bist du, die Ahnung der ungeheuersten Freude bist du: mehr als alle Freuden dieser Welt. Ihr, die ihr, stets den Genuß vor Augen, zu verzichten wußtet, Antonius, Seraphinus, Ursus, o ihr Heiligen, tausendmal tiefer war eure Wonne als der Augenblick der Genießenden. Sie sanken in trübe Schatten, ihr aber, hell und klar bleibt ihr, das Iodernde Feuer erhellte und verklärte euch.“

Um diese Zeit hatte es die Unterwelt schlecht. Satan geriet in die schlechteste Laune. „Ich bin zehntausend Jahre alt,“ sagte er, „aber dergleichen habe ich nie erlebt. Ein Mensch, der allen sinnlichen Genuß ins Geistige übersezt, ist ein Ungeheuer. Man lernt nie aus.“ Und er zermarterte seinen Kopf nach Versuchungen, so stark, daß sie ihn beinahe selbst versuchten.

Aber je kräftiger sie waren, um so Iodernder wurde die Geisteskraft des Gottesmannes. Aus dem Gelehrtenmäßigen erhob sie sich ins Poetische. Praeclarus wurde zum Dichter. Die immer reizvoller werdenden Erscheinungen regten ihn zu schwungvollen Dichtungen an, zwangen ihn förmlich zu poetischen Ergüssen. Er versuchte sich erst in kleinen Kanzonetten, in denen er das ganze Dasein bejahte und jeder Kreatur um ihrer Existenz willen zujuchzte, und steigerte sich dann, als die Visionen in der ungeheuersten Üppigkeit ihm entgegenschwankten, zu Oden, die nicht nur das Gute, sondern auch das Böse segneten, da ja alles Erschaffene von Gott sei. Hunderte seiner Gedichte flatterten um diese Zeit ins Volk und riefen aus, daß das Schöne und das Häßliche, die Tugend und das Laster in gleicher Weise freudige Träume Gottes seien. Sein großer Gesang zu Ehren aller Kreaturen aber klang in ein mächtiges Triumphlied aus: Gott, der lebendige Schöpfer, habe die Verpflichtung, nicht nur die guten, sondern auch die schlechten unter seinen Schöpfungen zu lieben.

„Ich will dir zeigen, wie die schlechten aussehen“, sagte der Teufel zähneknirschend, machte sich auf und erschien ihm. Er hatte ein Anliß wie Todes-

grauen, ein Horn als Nase und einen roten Bart. Praeclarus richtete sich von seinem Lager auf, blickte ihm fest in die schreckliche Frage und verfaßte die ersten Zeilen eines Gedichts, in dem er den Teufel, der ja auch im Plane der Schöpfung liege, der Gnade Gottes empfahl.

Da heulte Satan auf wie ein Hund, sprengte den Steinboden des Gemachs und sauste hinab in die tiefste Hölle. Fortan ließ er seine Hand von dem Manne, der ihm geistig überlegen war.

Dieser blühte noch lange als eine der größten Zierden der Welt und der Kirche, und als er starb, schritt er durch die lichtreichen Reihen palmen-schwingender Seligen dem Throne zu.



Albrecht Dürers Jugend

Von Geh. Rat Prof. Dr. Karl Woermann-Dresden



Die markige Künstlergestalt Albrecht Dürers (1471 bis 1528), des ersten deutschen Meisters, der schon im sechzehnten Jahrhundert in Deutschland und im Ausland als einer der Größten der Großen gefeiert wurde, erhebt sich gleich an der Schwelle des neuen Zeitalters. Als Nürnberger oder als Deutschen bezeichnete er selbst sich mit Stolz auf einigen seiner besten Schöpfungen; und ein wahrheitsliebender, tiefempfindender, aber auch ein herber, grübelnder Deutscher ist er trotz der starken Eindrücke, die er von italienischen Kunstwerken empfangen, sein Leben lang geblieben. Seine ganze künstlerische Laufbahn war ein Werden und Wachsen, ein Ringen mit sich selbst, mit der Natur und mit der Schönheit, die er, nachdem ihm seine ersten Modellstudien und seine Nachzeichnungen des Nackten italienischer Stiche nicht genügt, durch Messungen und Proportionsstudien zu erringen hoffte. Seine eigenen Schriften, von denen z. B. die „Unterweisung der Messung“ schon zu seinen Lebzeiten, die „Vier Bücher von menschlicher Proportion“, die in viele Sprachen übersetzt worden, gleich nach seinem Tode gedruckt erschienen, sind zuletzt von Lange und Fuhse herausgegeben; alle Schriften über Dürer aber hat Singer 1903 zusammengestellt. Den Dürerbüchern von Thausing, Springer und Zucker hat sich Wölfflins geistvolles Buch gesellt. Um Dürers Zeichnungen haben Ephrussi und Lippmann unvergeßliche Verdienste. Im übrigen haben sich an der neueren Dürerforschung nach Wichhoff, Thode und Lange z. B. Gaendke, Ludwig Justi, Lorenz, Scherer, Suida, Warburg, Paul Weber, Weissbach und Winterberg beteiligt.

Dürers Öl- und Temperagemälde sind, abgesehen von dem Herkules des Germanischen Museums und der Lucrezia in München, nur Bildnisse oder religiöse Darstellungen. Seine ganze Vielseitigkeit spricht sich in den äußerlich kleinen, innerlich großen Blättern seiner Griffelkunst aus. Dort wie hier aber blieb er in allen Stilwandlungen er selbst. Das wuchtige Leben, das er jedem Strich, den er zeichnete, verlieh, keimt schon in dem Silberstift-„Selbstbildnis“ (1484) des Dreizehnjährigen in der Albertina zu Wien und erfüllt noch die Federzeichnung der Verkündigung (1526) des Sechszundfünfzigjährigen in Chantilly. In seinen